

18]

## Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Stjoldborg.

Dann erscheint Pers Vater. Er ist groß und dunkel, wie Per selber, aber sein Haar ist grau. Er ist steif und edig, als wäre er aus Holz, und seine knöcherne Gestalt steckt in einem Rock aus blauem, selbstgefärbtem Wollzeug, der an den Nähten weiß schimmert und an dem vom langen Tragen das rauhe, wollige des Stoffes ganz abgeschabt ist, so daß die Fäden des Gewebes durchschimmern.

Er ist Häusler drüben auf Löwenborg.

Eigentlich hätte er Pate des Kindes sein sollen, doch konnte er keine Stiefel leihen, die ihm paßten, sagt er; denn seine Füße sind groß, und er hat so große, krumme und gebogene Zehen.

Seufzend stellt er seinen Stock in die Ecke.

Der Alte brennt vor Verlangen, die Tür zur Küche zu öffnen, in der es kocht und brät.

Sophie empfängt ihn mit einem herzlichen Blick ihrer freundlichen blauen Augen, und er reicht ihr die Hand. „Guten Tag, mein Kind!“

Dann wendet er sich den Dütten und Flaschen zu. „Das läßt sich gut an!“ sagt er und nickt kindlich, vergnügt darüber, solchen Ueberfluß bei seinen Kindern anzutreffen. Und er lächelt, als sei es lange her, daß er so viel Eh- und Trinkbares beisammen sah.

Und nachdem er seinen steifen Körper auf einem Sitz am Tische untergebracht und man ihm Speck und Senf und eine ganze Flasche Brantwein vorgelegt hat, sagt er: „Ja, dies hier — das sieht wahrhaftig gut aus.“

„Nun greif' zu, Vater“, sagt Per, „denn die Meinung ist, daß Du einen recht vergnügten Tag haben sollst!“

„Ich danke, mein Junge! Ja, der Verwalter sagte mir übrigens auch, morgen solle es auf eine Viertelstunde nicht ankommen. Es käme nicht so sehr darauf an, sagt er, als ich darum bat, fortgehen zu dürfen... er ist wirklich ganz manierlich, unserer — einer muß ja doch kommandieren — wie ist Eurer denn?“

„Unserer. Das ist ein rechter Schreihals! Prost, Vater!“

Per schenkt fleißig ein, und auf des Vaters Gesicht zeigen sich dunkelrote Flecke, die sich nach und nach über den ganzen Nasenrücken ausbreiten.

„Das ist richtig — ich soll auch von Mutter grüßen. Sie fängt übrigens jetzt an alt zu werden, und es wird immer schlimmer mit ihrem Bein; Gott mag wissen, was es ist, aber derlei Dreck gibt es ja genug. Und dabei will sie doch noch immer mithumpeln, das alte Brack, so verschliffen sie auch ist. Es ist wahrhaftig schlimm genug für unsereinen, und dabei ist man doch 'ne Mannsperson. Nein, was ich noch sagen wollte, ich hatte ja Krän Löts Stiefel an, aber ich konnte, hol mich der Teufel, nicht drin gehen.“

„Weißt Du was?“ Per denkt nach. „Ob die vom roten Zens Dir nicht passen könnten?“

„Glaubst Du, daß ich die leihen könnte?“

„Wenn er nur welche hat!“

„Ja. Das Opfergeld, das hab ich!“ Der Alte greift in die Westentasche, um sich zu vergewissern, daß das Geld noch dort, in Papier eingewickelt, liegt.

Es zeigt sich, daß des roten Zens Stiefel nicht ganz unmöglich sind, namentlich nach einer Behandlung mit Fett und Kiernuß.

Und als Maren danach in aller Stille Pauls besten Rock für ihn herbeiholt, sieht der alte Holt wirklich recht gut aus.

Er steht und betrachtet sich selbst von oben bis unten: „Nun könnt' ich, meiner Seel, reisen, wohin es auch sein sollte — meint ihr nicht auch?“

„Ja, gewiß könntest Du das, Du alter Wichtiguer“, sagt Maren gutmütig-rauh und lächelt, „aber sorgt Ihr Mannsleute nun dafür, daß Tische und Stühle geholt werden; wir müssen doch was zum Sitzen haben und Sophie und ich haben genug mit unserm Kram zu tun!“

Zum Frühstück sind nur diejenigen da, die bei der kirchlichen Handlung zugegen sein sollen. Zuerst natürlich Amalie, die das Kind halten wird. Sie besitzt ja die feinsten Kleider

und auch Band und Staat, um das Kind herauszupucken. In der Beziehung ist in der ganzen Häuserreihe keine, die es ihr gleich tun könnte. Die zweite Hauptaufgabe, nämlich das Halten des Häubchens, ist Jakobus' Frau zuteil. Bolette besitzt ja wieder andere Eigenschaften, durch die sie in den Kätnerhäusern eine bevorzugte Stellung einnimmt. Dann ist noch der große Paul da, der fahren soll, Jakobus, Tammes und Pers Vater.

Leider zeigt es sich indessen nach beendetem Frühstück, daß der alte Holt kaum noch auf den Beinen stehen kann; er ist ganz fertig.

„Der kann nicht mehr!“ sagt Paul und schaut überlegen den alten Mann an, den die allzu große Freude übermannt hat. „Der befestigt keinen Strang am Wagen mehr, der ist fertig!“

Doch Maren antwortet ihm: „Spiel' Dich nur nicht auf! Die Sonne ist noch nicht untergegangen und Du hast schon so viel, wie Du vertragen kannst —, Du Tölpel!“

Der alte Holt muß in die hinter der Stube gelegene Kammer geführt werden, wohinein man in Anbetracht des Festtages das Bett gebracht hat.

Es ist Zeit zum Aufbruch. Tammes schleicht leise und vorsichtig umher, als sei er seiner Bewegungen nicht ganz Herr; er zerrt an seiner Kleidung, damit alles stramm sitzt, und reibt seinen Pfeifenkopf am Ärmel blank. Jakobus spielt sich auf in einem geliebten Rock mit langen Schößen und unglaublich großen Seitentaschen. Dabei plappert er unaufhörlich über alles Mögliche und Unmögliche und biegt den Pfeifenschlauch hin und her. Die Weiber zupfen, zerrn und verbessern an ihrem Anzug. Bolette wackelt so mit dem Hinterteil, daß das verblüdete, grüngraue schillernde schwarze Kleid in all seiner Düstigkeit hin und her pendelt. Sie ordnet ihr trocknes Haar mit den entfärbten, starrenden Spitzen, das aussieht, als habe Wind und Wetter es gebleicht. Dann legt sie die wattierte Kapuze an und fragt, wie sie sitzt. Amalie aber prangt in einem jener billigen Damastkleider und trägt um den Hals einen roten Seidenschlips mit schwarzen Blumen in den gefransten Enden. Ihr Hut hat einen hohen Kopf, ist schwarz und mit roten Nittern verziert. Zum Schluß vervollständigt sie ihren Anzug dadurch, daß sie einen kleinen französischen Schal um ihre Schultern hängt.

Der große Paul hält vor der Tür mit einem Gutswagen. In jeder seiner beiden knöchigen Hände hält er eine Reine und sieht so steif und feierlich da, als seien seine Gedanken weit fort, beschäftigt mit ernstesten Dingen.

Die Paten und Taufzeugen steigen ein mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich verrät, wie gut sie wissen, daß sie ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit von allen Türen und Fenstern her sind.

Amaliens geblümter Schal ist der farbenreiche Mittelpunkt all der Pracht, die die Gyldholmer Kätnerhäuser an diesem großen Tage entfalten.

Paul kehrt sich halb um: „Sind wir nun fertig. Na, denn los in Jesu Namen. Hols der Teufel, nun fahren wir los!“

Und fort fährt der Wagen, dem viele Blicke folgen, als gälte es eine Reise nach Amerika.

Der alte Holt erwacht und schlägt die Augen auf. Im Zimmer stehen zwei im rechten Winkel aneinandergestellte Tische mit weißen Tischtüchern. Er reibt sich die Stirn und blickt von neuem hin. Auf dem Tisch stehen Teller und eine Frau tritt herein mit Messern und Gabeln.

Es beginnt dem Alten zu dämmern. Er begreift. Etwas wenigstens. Er faßt in die Westentasche, wo das Opfergeld gelegen hat — es ist noch da. Die Stiefel des roten Zens stehen da, und Pauls Rock hängt am Balken, und es ist so still.

Das Gesicht des Alten nimmt einen bekümmerten Ausdruck an, und er schüttelt den Kopf.

Wie im Aerger schleudert er die Beine über die Bettkante hinaus und sagt: „Da soll doch gleich der Teufel dreinfahren!“

Es gelingt ihm, die krummen steifen Finger zu falten, und er stützt die Ellbogen auf die Knie. Als seine Blicke auf die sandgestreute Diele fallen, schüttelt er abermals den Kopf. Und dabei bewegt er eifrig die Füße, so daß die weißen Zehenspitzen der blauen Strümpfe auf und ab hüpfen.

„Das war doch wirklich jammervoll, daß es mir so gehen mußte — nicht, Sophie?“

„Nimm es Dir nur nicht zu Herzen, Großvater“, tröstet sie ihn freundlich.

„Ach ja, ich muß mich ja schämen — auch um Euretwillen!“

„Derlei nimmt man doch nicht so genau.“

„Ich würde mich ja den Teufel drum scheren, wenn ich nicht hätte Gevatter stehen sollen. Aber ich sollte doch beim Kleinen Gevatter stehen, vergiß das nicht!“

Sophie lächelt: „Ihr habt aber auch einen ganz gehörigen Posten zu Euch genommen.“

„Ja, ich war so vergnügt und fühlte mich so wohl, versteht Du, und da glitt es denn so leicht herunter — und wäre es in meinen jungen Jahren gewesen, dann hätte ich wohl meinen Mann gestanden, aber . . . das ist doch auch ein Teufelskerl von Mann, den Du hast, Sophie.“

Sie lächelt.

Doch der Alte schüttelt wieder den Kopf. „Ich hatte mir doch so bestimmt vorgenommen, bis nach dem Kirchgang zu warten; denn nachher, da . . .“

Die Taufgäste kehrten zurück und die Geladenen stellten sich ein — ein Dutzend Menschen, die zum Fest erschienen sind. Aus großen irdenen Schüsseln löffeln sie die Gerstentuppe, bescheiden, mit langsamen Bewegungen, als wenn sie gar nicht hungrig wären; nur die Augen sind hurtig und halten Ausguck nach den Rosinen.

Das dauert lange, und eine Schüssel nach der andern wird geleert.

Fast hat es den Anschein, als geniere das Tischtuch diese Menschen, die in den Deutestuben des Rittergutes groß geworden sind, und als müßten sie sich anstrengen, so manierlich zu sein.

(Fortf. folgt.)

## Zwei Frauen.

Eine Volksparlizene von Karl Morburger.

Ueber dem Parl steht ein schwerer Nebel. Auf den Ästen, den Bänken und dem entblätterten Laub liegt der Reif. Ueberall umher stille Dede. Nur einige Schulfinder eilen schweigend dahin.

Auf einer Bank sitzt ein junges Weib; neben ihm liegt ein Bündel, darauf stützt sich die linke Hand, während die Rechte das Kinn umschmiegt. So sitzt das Weib da und starrt vor sich hin, mit dem ratlosen, bestürzten, verwirrten Blick naiver Naturen, die noch nach Wochen sich in ein Ereignis nicht fügen, nicht an ihr Unglück glauben können. Die Augen sind übermächtig, die Wangen eingefallen, die Lippen halb geöffnet. Von Zeit zu Zeit atmet das Weib tief auf und da zuckt der ganze, durch nahende Mutterschaft entflellte Körper; sonst kein Regen, keine Bewegung. Wie ohne Empfindung, ohne Gedanken und ohne Willen ist das Weib hingelehnt. Es sieht nicht, was umher geschieht, und es sieht auch nicht das Weib, das den Kiesweg einherkommt. Eine Bierzigerin, mit dem Aussehen einer Greisin.

Die Alte blickt im Vorübergehen auf die Sitzende. Mit geschärften Blicke sieht sie in ihr eine Leidens- und Weggefährtin. Glend verbrüderet rasch, und da setzt sie sich mit einem flüchtigen Gruße neben der Jungen nieder.

„Na ja“, beginnt die Alte, „jetzt müssen s' bald aufmachen.“

Die Zunge atmet tief auf, fährt mit der Hand über die Stirn und sagt leise:

„Um halb neun, glaub i.“

„No ja, um halb — aber ma muß schon um viertel dort sein. Witt' Jhna, bei der Mass' Leut', die heutz'tag ins Verjamant! laufen! Und gar am Dummersta! Da geht ma z'erst ins Verjamant und nacha zum Greiskler (Krämer). 's a Glend auf da Welt!“

Die Junge schweigt.

„A Glend! A Glend!“ wiederholt die Alte, „i möcht' wissen, was ma auf d'r Welt hat. A so a Sauwirtschaft, a so a G'rett!“ So — a — G'rett!“

Dann schweigt auch sie. Aber nicht lange. Einen macht die Not schweigsam, den anderen wieder geschwätzig. Der eine wühlt sich in seine Gedanken ein, um einen Ausgang, um eine Rettung zu finden, der andere hat diese Hoffnung früher oder später aufgegeben und sucht dem Grübeln zu entkommen. Die Alte ist von diesem Schlage. Sie blickt auf ihre Nachbarin und fragt:

„Wie weit san E' denn?“

„Schon ganz nah' . . .“

„So, so. . . Da könnt'n s' Jhna auch scho a bissel Ruh' vergunna! Gätten S' wen anderen ins Verjamant g'schickt.“

Eine Pause.

„Oder ham S' lan?“

Die Junge schüttelt den Kopf.

„Na und der Jhrige? Hat der la Zeit nö?“

Weiter öffnen sich die Augen und die Lippen der Jungen. Sie

spricht nichts, aber da sie Atem schöpft, ist das Zucken des Körpers stärker, schmerzhafter.

„I ja, d' Männer! d' Männer!“ fährt die Alte fort. „A G'lumpert! san s', a G'findel! . . . Was ham S' denn im Bübd'l? Wäsch? Mit der sollt' S' ins Kaiserliche geh'n, dort krieg'n S' no was d'rauf. Is dös Jhnera Wäsch? Ja, no freit, da Mann gibt nix her! I ja, d' Männer! d' Männer!“

Wieder eine Pause.

„Seh'n S', a so geht's! Da heirat't ma, und glaubt, ma hat was d'von! Nix hat ma d'von! Nix als Plag' und Zorn!) und Kummer und Delend! Verkauf't is ma — und G'rechtigkeit, dö gib't's ja gar nö! Mir Weibskent, mir san schon niemand! Ja, niemand san mal Mit uns können s' machen, was 's wollen! Jessas, Jessas, wenn ma dös früher wüßt, wie 's zugeht! O, meine Liebe — ich waß a Biadl z' singen! Gätt' i nur mein' Dienst nit aufgeb'n! Gätt' i nur dös nit g'tan! Mei sicher's Brot hätt' i g'habt, und a Ruh' und a Fried'! Aber — a so a Lepp!), wie i war — und hiaz!), hiazt sig' i da mit d' drei Banferten und kann schau, wo i 's Brot herschaff' für d' vier Mäuler! Dös hab' i d'von — dös is das Ganze!“

„Is er denn g'sturben?“

„G'sturben? Aus'nissen is er, der Lump, der Ständige! Sig'n hat er mi lass'n!“

Die Junge blickt groß und erschreckt auf. Ah, die hat's noch ärger, denkt sie, so alt und drei Kinder . . .

„Sig'n hat er mi lass'n“, eifert die Alte weiter. „Der Lump! Schon beim zweit'n Kind hat er mir's g'macht. Wie i am sieb'ten Monat war — hudspudli futsch!) war er! Was fangt er an mit aner, die in d'r Hoffnung is? Wann er nur nit z'ruck'komma war! Aber freit — er hat halt sei' Ordnung g'habt bei mir, und da is er z'ruck'komma, was vorüber war! Und i Patzsch!) — i hab' ihr nö auf'i g'schmiss'n! Er is ja do bei Mann, hab' i mir g'edacht, und vielleicht tut er jetzt a gut! Und aufpass'n werd' i, hab' i mir g'denkt, daß i nit wieder einstumm' in die G'schicht. No, und a Weil is g'ganga, so a zwei Jahr, und dann krach, auf amal war i d'rinn! Und der Lump — richti ausg'blieben is er wieda! Und i — was hätt' ich tun sollen? Unbind'n z' Haus' kann i ihn do nö auch wann ma ihr d' Polizei z'ruck'bring't.“

Die Junge blickt mitleidig auf ihre Nachbarin. Dieses größere Glend hat die Gedanken an ihre eigene Not vertrieben.

„Aber wissen S', was mi g'reut“, fährt die Alte fort, „was mi damisch g'reut bei dera G'schicht? Daß lane a Glück hat mit ihm! A jede, die sich mit ihm in was einlaßt, fliegt h'nein! Dem ersten Madl, mit dem er z'amung'zogen is, dem hat er's a so g'macht. Wie's in d' Hoffnung komma is — futsch war er! Und wieder is er zu aner ander'n g'zogen, na und dö — der hat e's a so g'macht! Dös hab' i no g'hört. Wer weiß, wo er jetzt is, der Fallot! I scher mi nimmer um ihn! Aber dös waß i — anders is der nö g'wurden! Und gut is a so — recht is a so! A ledig's Madl, das sich zu so was hergibt, verdient nix anders! G'neinflieger soll's! G'neinfliegen soll's! Wann's so gottvergesene Mad'ln nö gäbet, müßet er z'Haus' bleib'n! Mit an verheirat'ten Mensch'n — na dös is scho's letzte für a jung's Madl! Dös kann si do an' Burich'n ausjud'n, an ledig'n, an ledig'n. Aber na g'rad a Verheirat'ter muh's sein! Aner mit Weib und Kind! Na und nacha? — Recht g'schieht ihr's! Recht g'schieht ihr's! Und seh'n S' — dös freut mi. A jede fliaht h'nein, die sich mit ihm einlaßt! A jede. Dös is d' Straf' Gottes! D' Straf' Gottes!“

Die Alte reißt vergnügt die Hände, das macht die Junge verwirrt und geängstigt. Wie man nur so hassen kann, denkt sie, und da ringt das Mitleid, das sie für die Frau empfindet, mit dem aufsteigenden Hasse. Wie die nur so reden kann? So boshaft . . .

Aber die Alte ist von einer Art Verzückung befallen:

„Seh'n S' — dös is noch mei einzige Freud'! Wann i mir so vurstell', so vurstell' — na i bin wenigst'ns a Frau, a g'schliche Frau . . . meine Kind'r san g'feglich . . . i hab' a Rot, aber la Schand' nit — i hab' a ehrl'iche Rotwenigst'ns . . . aber so ane, die hat d' Schand' a no dazu! Und dös is d' Straf' Gottes! Und dös g'reut mi! Dös g'reut mi! Himmelherrgott, no amal . . . a so a Madl, a so a Madl . . . psui Teufel! Scham'n muh' i sich! Recht g'schieht ihr's! Warum is sie so schlecht? A so ane verdient la Erbarmen nö!“ (Schluß folgt.)

## Der Laubenkolonist.

Gühnerzucht.

Den wenigen Frosttagen dieses Winters ist seit einiger Zeit wieder milde Witterung gefolgt, ab und zu fällt das Thermometer während der Nacht noch unter den Gefrierpunkt, aber schon zeitig am Morgen steigt die Sonne empor, um uns bald frühlingsartige Wärme zu bringen. Schon schwellen die Knospen an Baum und Strauch, und damit wächst wiederum für den Gartenbesitzer die Gefahr schwerer Schädigungen durch kommende Spätfröste. Die Vogelwelt lebt bereits im Frühling, Staare, Amseln u. a. beginnen mit dem Nestbau, und auch die Gühner legen bereits reichlich. Die feuchten und vorübergehend kalten Monate waren für

1) Pfandleihanstalt; 2) Donnerstag; 3) Kältemeris; 4) Ihr Mann; 5) Lumpenbolk; 6) staatliches Verjamant; 7) Zorn; 8) Tölpel; 9) jetzt; 10) weg; 11) ungeschickter Mensch.

den Geflügelzüchter recht ungünstig, da sie die Vegetätigkeit fast vollständig ausschalteten. Was die Hühner damals veräumten, scheinen sie jetzt nachholen zu wollen, wenn auch die Hauptlegezeit erst im April und Mai einzutreten pflegt. Zur gegenwärtigen frühen Zeit ist die Eierproduktion natürlich für den Züchter die lohnendste, da frische Eier leichter zu verkaufen sind als im Mai und Juni bezahlte werden. Für den Züchter, der sich seine Nachzucht selbst heranziehen will und auf Steigerung der Einnahmen durch den Verkauf von Bruteiern reflektiert, ist es jetzt die Zeit, die Zuchtstämme zusammenzustellen. Der Zuchtstamm ist wohl zu unterscheiden vom gewöhnlichen Legeestamm. Beabsichtigt man die Legefähigkeit seiner Hühner zu verbolken, so darf der Zuchtstamm nur aus den besten legefähigsten Hennen zusammengestellt werden. Diese, die möglichst im zweiten Lebensjahre stehen sollen, werden ausgeschieden und mit einem vorzüglichen, möglichst einjährigen Hahn der gleichen Rasse oder der gleichen Mischzucht zusammengetan. Den Eiern des so zusammengestellten Zuchtstammes entnimmt man die Bruteier für die eigene Nachzucht. Wo es dem Pfleger nur um reiche Erträge an möglichst großen Eiern zu tun ist, spielt ja die Rassezucht keine Rolle, im allgemeinen kann man aber annehmen, daß Reinzucht der guten Legeaffen weit höhere Eiererträge liefert als Zucht vielfach bastardierter Hühner, sogenannter Mischaffen.

Um die besten Eierleger zur Zusammenstellung des Zuchtstammes feststellen zu können, und um überhaupt einen Ueberblick über die Leistungen einer jeden einzelnen Henne zu haben, also zu wissen, ob die einzelnen Tiere Nutzen durch reiches Eierlegen bringen oder ob ihre Unterhaltung Zuluße erfordert, weil sie faule Eierleger sind, ist es erforderlich, jede Henne am rechten Fuß mit einem Farben- oder Nummering zu versehen und sogenannte Fallnetze zu verwenden, die sich schließen, sobald sie die Henne zum Eierablegen betritt und nach der Eiablage erst wieder durch den Pfleger geöffnet werden können. Diese Fallnetze sollten mindestens während der Hauptlegezeit einen Monat lang im Betrieb gehalten werden. In dieser Zeit führt man Buch über jede einzelnen Henne. Jede Henne erhält dann ein besonderes Konto unter ihrer Ringfarbe oder Ringnummer, unter der dann jedes gelegte Ei gebucht wird. Hennen, die Höchstleistungen aufweisen, kommen jetzt in den Zuchtstamm, während die mit den geringsten Leistungen ihr Ende im Suppentopf finden. Die zu verwendenden Nummerfingerringe sollen neben der laufenden Nummer auch die Jahreszahl tragen, die es ermöglicht, jederzeit das Alter eines jeden Tieres festzustellen. Nach zurückgelegtem dritten, spätestens nach dem vierten Lebensjahre, hört auch die beste Henne auf, die Futterkosten durch entsprechende Eierzahl auszugleichen, und muß dann ausgeschieden werden.

Für die Rassegeflügelzucht werden die Zuchtstämme nach anderen Gesichtspunkten zusammengestellt. Auch hier sollte die Legefähigkeit mit berücksichtigt werden, denn auch der begeisterte Liebhaber wird auf die Dauer vom Anblick schöner Tiere nicht befriedigt sein, er will auch Erträge sehen. Immerhin kommt es hier in erster Linie auf das standardgemäße Aussehen der Tiere an, d. h. auf Figur, Farbe, Zeichnung, Befiederung usw. Auch die Rasse- oder Sportgeflügelzucht kann lohnend sein, wenn der Züchter das allerbeste Material zur Zusammenstellung der Zuchtstämme besitzt und durch hohe Auszeichnungen auf Ausstellungen einen Ruf als Spezialzüchter erlangt hat und dadurch in die Lage versetzt wird, Bruteier in größerer Zahl und Junggeflügel zu hohen Preisen abzusetzen. Bei Rassen mit sehr feiner, schwer herauszuzüchtender Zeichnung ist das Zusammenstellen von Zuchtstämmen schwierig, oft sind auch bei solchen Rassen immer je zwei getrennte Zuchtstämme zusammenzustellen, ein Hahnenzuchtstamm und ein Hennenzuchtstamm, wie z. B. bei den prächtigen Hamburger Hühnern, den gestreiften Plymouth-Rodes, Italienern u. a. Der Hahnenzuchtstamm ist dann in erster Linie auf die Erlangung tadelloser Hähne, der Hennenzuchtstamm auf die Erlangung tadelloser Hennen berechnet. Betrachten wir einmal in dieser Hinsicht die gestreiften Plymouth-Rodes. Bei diesen, die auf lichtblauer Grundfarbe schwarz gebändert sind, ist es sehr schwer, die tadellose Grundfarbe herauszuzüchten, ferner die vorchristmähliche sattgelbe Weinfarbe, die ringelgelben Schnäbel ohne Hornfarbe und keine Wänderung. Aber diese Zucht hat noch einen anderen Haken. Nach dem Rassezeichen sollen die Hennen nicht zu dunkel, die Hähne nicht zu hell sein. In der Praxis fallen die Hähne vorzugsweise hell, die Hennen vorzugsweise dunkel aus. Dementsprechend verwendet man zum Hennenzuchtstamm die hellsten Hennen, aber auch einen hellen Hahn. Diese Zusammenstellung erleichtert die Möglichkeit, in der Nachzucht helle Hennen zu erlangen, vergrößert natürlich auch die Gefahr, daß die Hähnen zu hell fallen. Um aber helle Hennen zu erlangen, nimmt man auch die Hähne, die zu hell werden, mit in den Kauf, um sie von vornherein nur als Schlachthähne zu verwenden. Zu dunkle Hennen kann man dagegen, wenn sie nur fein gebändert sind und korrekte Grundfarbe haben, zum Hahnenzuchtstamm verwenden, wozu aber auch ein mustergültiger dunkler Hahn gehört. Die Nachzucht, die dieser Stamm ergibt, wird vorwiegend aus gut dunkel gefärbten Hähnen und aus zu dunklen Hennen bestehen, die eben fürs Schlachtmesser reif sind.

Das Alter der Zuchttiere spielt eine wesentliche Rolle. Im allgemeinen gibt man in jedem Zuchtstamm einem feurigen einjährigen Hahn vor einem zwei- oder mehrjährigen den Vorzug.

Bedingung ist natürlich, daß der Zuchthahn vollständig entwickelt ist. Hähne entwickeln sich bekanntlich bedeutend langsamer als Hennen, namentlich bei den großen Rassen. Im Alter von 6 bis 7 Monaten ist die Henne großer Rassen in der Regel schon ziemlich entwickelt und ausstellungsfähig, der Hahn aber noch unvollständig und unfertig. Einjährige Hähne der großen Rassen können nur dann in den Zuchtstamm kommen, wenn sie einer Frühbrut entstammen; solche aus vorjährigen Mai- und Junibruten sollten mindestens für die Rassezucht jetzt noch nicht in Frage kommen. Was die Hennen betrifft, so gibt man zweijährigen Tieren im Zuchtstamm den Vorzug vor den einjährigen; dreijährige können noch ausnahmsweise zur Zucht verwendet werden, wenn sie sich durch vorzügliche Eigenschaft auszeichnen und, soweit Rassezucht in Frage kommt, gute Vererbung ihrer vorteilhaften Eigenschaften festgestellt ist. Die Frage, wie viele Hennen man einem Zuchthahn begeben soll, läßt sich nicht für alle Fälle beantworten. Im allgemeinen lautet die Antwort: nicht zu wenig und nicht zu viel. Gibt man dem Hahn nur 2 bis 3 Hennen, so leiden sie, gibt man ihm 10 bis 12 Hennen, so läßt die Befruchtung der gelegten Eier häufig zu wünschen übrig. Das richtige Verhältnis wird in den meisten Fällen 1 : 5 oder 6 sein. Wenn es nicht auf die Erlangung befruchteter Eier abgesehen ist, dann kann man unter Umständen die Futterkosten für den Hahn sparen, denn die Hühner legen ohne Hahn ebenso fleißig.

Wenn man heute die Zuchttiere aus einer gemischten Herde herausucht und zum Zuchtstamm zusammenstellt, so darf man nicht annehmen, daß die morgen oder übermorgen gelegten Eier schon ein Resultat der neuen Vereinigung seien. Waren verschiedene Rassen während des Winters in einem Laufraum vereinigt, um dann zu getrennten Zuchtstämmen zusammengetan zu werden, so muß man sechs Wochen vorübergehen lassen, um sicher zu sein, daß die zur Brut zu verwendenden Eier reine, raffige Nachkommen ergeben, denn die durch den Hahn vollzogene Befruchtung wirkt nicht von heute auf morgen.

Die Aussicht, gut befruchtete Eier zu erhalten, wird vergrößert, wenn man jedem Zuchtstamm einen möglichst geräumigen Laufraum anweisen kann, wenn die Tiere des Zuchtstammes gesund und frei von Ungeziefer und Kalkbeinen sind. Torfmüllstreu mit Staubfalk als Einlage im Hühnerstall und große Sauberkeit, Malken der Wände und Sitztangen sind die besten Hilfsmittel zur Fernhaltung des Ungeziefers. Gegen Kalkbeine, deren Ursache eine Milbe ist, wendet man wiederholte Fußbäder in Petroleum an. Grünfutter, Kohl, Spinat, Salatblätter, Vogelmeiere und Runkelrüben (letzte werden auf ein durchnageltes Brett aufgespießt) erhöhen das Wohlbefinden der Tiere und fördern die Eierproduktion.

Mit der Brut beginne man nicht zu früh, namentlich da nicht, wo es an heizbaren, geräumigen Aufzuchtträumen fehlt. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist Ende März die beste Zeit zum Setzen der ersten Gluden. Federfähige Hühner sollte man nicht brüten lassen, weil sie zu plump sind und später die Küken häufig zertreten. Die besten und sichersten Brüterinnen liefern die glattfähigen, großen Rassen, namentlich Orpington und Wyandottes. Solch großen Hennen kann man 14 bis 16 normal große Eier unterlegen. Das Brutnest wird am besten in einem nicht zu tiefem, hohem Korb bereitet. Die Nestunterlage soll aus gut durchgefuchtem, aber nicht nassem Torfmüll bestehen, das man festdrückt und dann mit Nestmaterial, am besten Heu, bedeckt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auf solch feuchter, während der Brut Dämpfe erzeugender Unterlage beste Brutresultate erzielt werden. Die Küken werden nach diesem Verfahren so kräftig, daß sie fast durchweg die Eischale sprengen können, während sie in Nestern mit trockener Unterlage häufig so schwach sind, daß sie zur Schlüpfzeit in den Eiern erstickten, wenn ihnen der Züchter nicht rechtzeitig durch vorsichtiges Öffnen der Schale Luft schafft und dadurch die Möglichkeit zum Schlüpfen bietet. Bekannt dürfte es sein, daß die Küken am Tage des Schlüpfens keine Nahrung zu sich nehmen; sie bleiben so lange unter der Henne, bis sie völlig trocken geworden sind. Dann erwacht die Freßlust, und die Henne führt nun die Küken zum Futter, vorausgesetzt, daß zwischen den lebenden, trockenen Tieren nicht noch faule Eier oder solche mit abgestorbenen Küken liegen, die sie dann häufig weiter bebrütet, wodurch die geschlüpften Tierchen verhungern. Aus diesem Grunde ist es geboten, die überständigen Eier rechtzeitig zu entfernen.

Wenn man die Glude Ende März, Anfang April gesetzt hat, so schlüpfen die Küken in einer Zeit, zu der mit ziemlicher Sicherheit auf vorwiegend milde und sonnige Witterung zu rechnen ist; man kann sie dann, je nach der Temperatur, vom zweiten bis achten Tag ab ins Freie lassen, hat sie also nur bei ungünstiger Witterung, wie bei Sturm, Dauerregen oder Hagelschlag, in geschlossenen Räumen zu bringen. Die im Freien mögliche Aufzucht bedeutet einen großen Vorteil. Die später erbrüteten, aber in freier Natur, womöglich auf Rasenplätzen aufgezogenen Küken vermögen die als sogenannte Stubenküken aufgezogenen Frühbruttiere in vielen Fällen in der Entwicklung noch zu überholen. Ich will damit nicht sagen, daß unter Umständen nicht auch Frühbruten von Vorteil sind, namentlich bei großen, schweren Rassen. Aber zu solchen Frühbruten gehören heizbare Aufzuchtträume. Hamburger, Italiener und andere frohwachlige Rassen der Mittelschläge sind bei richtiger Aufzucht und günstigen Witterungs-

Verhältnissen oft schon im fünften Monat legefähig. Zwerghühnchen läßt man nicht zu früh erbrüten, gewöhnlich erst im Juni, weil es bei ihnen wesentlich darauf ankommt, daß sie recht klein bleiben, und weil sie eben infolge ihrer Kleinheit am schnellsten ausgewachsen sind. Hd.

### Kleines Feuilleton.

Die Wissenschaft vom Finken Schlag. In den ersten Märztagen beginnen die heimgekehrten Edelfinken ihre schmetternden Weisen zu süßen. Abwechslungsreich ist der Gesang dieser beliebten Vögel. „Ein Fink kann mehr als einen Schlag“, heißt es darum im Volke. Und es hat sich auch die angenehme Mühe nicht verdrängen lassen, die verschiedenen Schläge eingehend zu studieren. In gewissen Gegenden wenigstens, wie im Thüringer Walde, im Harz, in der Rhön, in Oberösterreich, in Französisch-Flandern, hat sich mancherorts die Kenntnis des Finkenschlages zu einer wahren „Wissenschaft“ entwickelt, die dem Laien recht schwierig erscheint. Ungefähr 50 Schläge hat man im ganzen bei den Edelfinken der verschiedenen Gegenden unterscheiden gelernt. Diese Finkenweisen tragen oft recht sonderbare Namen. Das zeigt uns z. B. ein Ueberblick über die 19 Schläge, die man in Schneepfenthal auseinanderzusetzen versteht. Ihre Benennungen lauten: Der scharfe Weingefang, der schlechte Weingefang, das Kimm, das tolle Gutzjahr, das Harzer Gutzjahr, das gemeine Gutzjahr, der Reiter, der gemeine Reitzug, das grobe Würzgebähr, das ordinäre Würzgebähr, das Berre, das Klappscheid, die erste Puffschere, die zweite Puffschere, die dritte Puffschere, die vierte Puffschere, der Thüringer Weida, der Krause Doppelte, der Schmaltadener oder echte Doppelschlag!

Zum Teil sind diese Namen Klangbilder der letzten Töne eines Schlages. Das ist z. B. bei „Würzgebähr“ oder „Reitzug“ der Fall. Statt „Reitzug“ hören manche auch „Reitschuh“ aus der Schlußform heraus. Von allen Edelfinkenweisen die geschickteste ist der „echte Doppelschlag“, der in der Mitte einen Absatz aufweist. Ein sehr beliebter Schlag ist auch der im Thüringer Walde nicht selten gehörte, angenehm schwirrende „Bräutigam“, und berühmter ist ebenfalls der sogenannte „Erzgebirger Reitzug“. Dagegen dreht sich bei den „Puffscheren“ dem Kenner das Herz im Leibe herum. In einem Kenner des Finkenschlages sich ausbilden, soll übrigens immer schwieriger werden, weil die einst so stark gepflegte Finkenliebhaberei fast zur Ausrottung wirklich guter Sänger geführt hat. Unbarmherzig fing man ja die besten Musikanten weg. Da aber ältere Finken im Käfig leicht zugrunde gehen, nahm man auch die Jungen aus den Nestern, um die aufzuziehen, die taugliche Künstler zu werden versprochen. Dabei machte man freilich die Erfahrung, daß in der Gesangschaft aufgewachsene Sänger das Höchste nie zu leisten vermögen. „Der Fink ist ein ärgerlicher Vogel!“ sagt darum der Thüringer. Eben darum lohnt sich aber auch die angewandte Mühe, denn ein gesunder, gutsingender Dusch- oder Edelfink wird noch immer entsprechend bezahlt — wenn auch nicht mehr so glänzend wie in früherer Zeit, in der man für das Modenvögelnchen mitunter Phantasiereise erzielen konnte.

### Erziehung und Unterricht.

Gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Gustav Wyneken, der Gründer der freien Schulgemeinde Wickersdorf (der vor vier Jahren durch die Weimarer Schulbureaufkratie gewaltsam aus seiner Tätigkeit entfernt wurde) hat seine Gedanken über „Schule und Jugendkultur“ jüngst in einer bei Diederichs in Jena erschienenen Schrift zusammengefaßt.

Eine Eigentümlichkeit der Wickersdorfer Schulgemeinde besteht in der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen. In dem genannten Werk äußert sich Wyneken über das Ziel dieser gemeinsamen Erziehung:

„Wir wollen erreichen, (und haben schon teilweise erreicht) daß Knaben und Mädchen sich wesentlich als Kameraden betrachten; ein gewisses Bewußtsein der sexuellen Verschiedenheit und infolgedessen mitunter auch ein erotisches Moment bleibt daneben akzidentieell (Begleiterscheinung). Es gibt dem Verkehr eine gewisse Färbung, es verleiht ihm eine Anmut und Zartheit, die nur ein armseliger Pedant wegwünschen könnte; und gerade dies Empfinden erhält immer jene edle Distanz, deren Bestehen die Vorbedingung jedes dauernden und wertvollen Verkehrs ist.“

Besonders eindringlich spricht sich dann Wyneken für eine durchaus offene Sexualerziehung aus:

„Es ist wohl keine Uebertreibung zu sagen, daß unser Geschlechtstrieb noch auf der Stufe der Barbarei steht. Er hat von allem, was uns ausmacht, am wenigsten am kulturellen Fortschritt teilgenommen. Davon ist natürlich die Ursache, daß er sich der Kontrolle der Öffentlichkeit fast ganz entzogen hat. So blieb er unerzogen, so konnte sich in seinem Dunkel Rohheit und Schmutz und Bestraft halten. Nur mit List, maskiert und verstellt, traut er sich ans Tageslicht (zum Beispiel als Mode) und Unwahrscheinlichkeit und Heuchelei scheinen mit ihm unauslöschlich verbunden zu sein. Wer mit den konventionellen Lügen auf diesem Gebiete partizipieren will, begibt sich jeder Möglichkeit der Erziehung. Absolute und rückhaltlose Offenheit — keine formierte, sondern eine

natürliche und selbstverständliche — ist die Vorbedingung gesunder Sexualerziehung; und was wäre Erziehung überhaupt, wenn sie dies Gebiet vernachlässigen wollte, von dem aus ihr Werk immer wieder bedroht wird. Der Erzieher, der auf dem sexuellen Gebiete irgend einen natürlichen Vorgang dem natürlichen Wissenstrieb des Kindes verschleiern will, häuft in dessen Psyche einen Gift- und Hindernis auf, der irgend einmal ausbrechen wird. Die heutige Erziehung mit ihrer Verheimlichung und Vertuschung, mit ihrer Bemühung, schon die Frage des Kindes zu verhüten, schon an der Wurzel den kindlichen Wissenstrieb zu lähmen, verstopft sich selbst den Zugang zur kindlichen Psyche.“

### Hygienisches.

Englische Krankheit und Wohnungsdichte. Der Pathologe (Krankheitsforscher) Professor v. Sanfemänn hat schon vor mehreren Jahren die Mochitis für eine Krankheit erklärt, zu der der Mensch durch den Aufenthalt in schlechter Luft und Mangel an Bewegung gekommen sei. Obwohl dies keineswegs die einzige Entstehungsurache darstellt — nach den neueren Anschauungen kommen als direkte Erreger infektiöse Stoffe in Betracht — zeigen doch in diese Richtung hin unternommene Untersuchungen immer mehr die Richtigkeit dieser Meinung. Vielfältige Erfahrungen beweisen, daß, je mehr die chemische Zusammensetzung der Atmungs- luft in kleinen, sonnenlosen, unsauberen, überfüllten und mangelhaft ventilieren Wohnungen von derjenigen der Außenluft abweicht, um so häufiger und in um so schwereren Bildern tritt die Mochitis auf.

Einen interessanten Beitrag dafür bringt der Berliner Impfarzt Dr. Georg Leoh in dem „Archiv für soziale Hygiene“. Er hat 1000 Erstimpflinge auf Mochitis untersucht und dabei nur 22 Proz. als frei von der englischen Krankheit gefunden! Die Verteilung der Erkrankung und ihre Schwere stand in einem offensichtlichen Verhältnis zu der Wohnungsdichte des Milieus, in dem sie aufwuchsen. Die wenigsten Krankheitsfälle kamen in Wohnungen mit 3 Zimmern vor. 350 Familien, die in je zwei Wohnräumen und Küche in einer Dichte von 2 bis 13 Personen hausten, hatten 350 mochitische Impflinge. Wohnen in dieser Gruppe die Familien zu zweit in den beiden Räumen, so hatten sie 25 Proz. mittelschwerer und 7,8 Proz. ganz schwerer Mochitisfälle. Zu viert 35 Proz. und 5,9 Proz., zu sechst 50 Proz. und 12 Proz., zu siebent 57 Proz. und 19 Proz. und endlich zu zehnt — hier sind die verwendeten Ziffern schon zu klein — 66 Proz. und 17 Proz. Wenn man diese Ziffern untereinander schreibt, sieht man deutlich, wie die Zahl und Schwere der Erkrankungen mit der Wohnungsbelegung steigt.

Nichts weist besser als derartige Statistiken darauf hin, wo die Heilbestrebungen einzusetzen haben. Die Bekämpfung der ausgebrochenen Krankheit ist nutzlos oder doch unvollkommen, die Vorbeugung durch Schaffung gesunder, nicht überfüllter Kleinwohnungen alles.

### Meteorologisches.

War der Winter mild oder streng? Die Herrschaft des Winters dürfte jetzt, wenn nicht noch besondere Ueberraschungen eintreten, ihr Ende erreicht haben, so daß man nunmehr eine zusammenfassende Betrachtung über sie anstellen könnte. Da zeigt sich denn die merkwürdige Tatsache, daß man sich selbst innerhalb Mitteleuropas durchaus nicht darüber einig ist, ob der Winter als mild oder streng zu bezeichnen wäre. In Deutschland muß man ihn, wenn nicht als besonders harten Winter, so doch als einen normalen anerkennen, wie er zum Bedauern aller kräftigen Naturen seit einer Reihe von Jahren nicht mehr eingetreten war. Eine Frostperiode von etwa 5 Wochen erlaube den Wintersport in einer Dauer und Ausdehnung, die diesen Winter in der Erinnerung vielleicht noch lange auszeichnen wird. Fast noch mehr Lob verdient er aber wegen seines sonnigen Charakters, der sogar die Großstädter alle Klagen über die Verdunklung ihres Himmels vergessen ließ. Eine Sonnenscheindauer, wie sie der letzte Januar aufzuweisen gehabt hat, ist seit einer langen Zeit nicht mehr in die Chronik der Meteorologen eingetragen worden. Wenn es vielleicht daran liegt, daß dieser Winter trotz des ausgiebigen Frostes nicht als streng empfunden worden ist, so kann sich die Wissenschaft selbst mit einer solchen gefühlsmäßigen Beurteilung nicht begnügen. Sie berechnet die Eigenschaften der Jahreszeit nach zahlenmäßigen Beobachtungen und erteilt danach ihre Besur. Soviel ist sicher, daß dem kräftigen Winter in Deutschland ein ungewöhnlich milder in Westeuropa und insbesondere in England gegenübersteht. Seit dem Jahre 1841 hat es in Greenwich in den Monaten Januar und Februar viermal eine Aufeinanderfolge von 10 Tagen gegeben, in denen das Thermometer beständig mehr als 10 Grad anzeigte. Die letzte derartige Periode fiel in das Jahr 1873. In diesem Winter aber blieb die Temperatur an 18 Tagen hintereinander am besagten Ort über diesem Punkt. Dies Ereignis ist seit der Einführung ständiger meteorologischer Beobachtungen noch nie verzeichnet worden. Am meisten Ähnlichkeit hat der letzte Winter noch mit dem von 1890, auch darin, daß dem milden Winter in Westeuropa ein sehr strenger Frost mit heftigen Schneestürmen im östlichen Amerika gegenüberstand.